

97

Paul Parin

Zur Kritik der Gesellschaftskritik im Deutungsprozeß *

Übersicht: Parin setzt sich mit Einwänden gegen seine Forderung, Gesellschaftskritik in den psychoanalytischen Deutungsprozeß einzubeziehen, auseinander, wie sie Rolf Vogt in der *Psyche* und Peter Passett andernorts vorgetragen haben. Er skizziert die Entwicklung seines Denkens und zeigt, daß die von den Kritikern behauptete Unvereinbarkeit des kritischen Blicks auf die gesellschaftlichen Verhältnisse, unter denen Patienten und Therapeuten leben, mit der psychoanalytischen Methode eine Schimäre ist.

»Überhaupt hat der Fortschritt das an sich, daß er viel größer aussieht, als er wirklich ist.«

Johann Nestroy

Es ist erfreulich, wenn eine unterbrochene Diskussion umstrittener Fragen wieder aufgenommen wird. Rolf Vogt (1988) hat sich in einer ausführlichen Arbeit mit den Erweiterungen und Modifikationen der psychoanalytischen Praxis und Theorie (vgl. Parin, 1978, Kapitel 2, 4, 5), die ich zusammen mit Goldy Parin-Matthèy und Fritz Morgenthaler entwickelt habe, auseinandergesetzt. Er hat mir sein Manuskript geschickt und mich zu einer »Replik«, die »einer Vertiefung und Differenzierung des Themas sicherlich förderlich wäre«, aufgefordert. Dies allein ist Grund genug, Bedenken zu überwinden und den Faden aufzunehmen; um so mehr, als die Redaktion der *Psyche* Interesse an einer solchen Diskussion gezeigt hat. Hinzu kommt, daß in letzter Zeit eine weitere Arbeit erschienen ist, die unsere Auffassungen in Frage stellt: Peter Passett (1988) argumentiert wissenschaftstheoretisch, und da er seit der Zeit der »Plattform« (ab 1969) und seither im selbstverwalteten Psychoanalytischen Seminar Zürich (PSZ-Quellenstraße) einer der wissenschaftlich produktivsten Psychoanalytiker ist und Vogt »von außen« auf die Zürcher Szene blickt, ist meine »Replik«, in der ich auf die zwei Publikationen eingehe, genügend von der früheren Polemik in dieser Sache abgehoben, die ich keinesfalls wieder aufnehmen möchte.

Meine Bedenken kamen daher, daß ich meinte, es wäre nicht an mir, sondern an anderen, heute die Richtigkeit, Brauchbarkeit und Haltbarkeit unserer Auffassungen nachzuprüfen und, wenn nötig, darüber zu

* Bei der Redaktion eingegangen am 30.8.1988.

98

diskutieren. Ich glaubte in dieser Richtung genügend versucht zu haben. Vielleicht trägt es zur Klärung der von Vogt und Passett ausgesprochenen und zum Teil bestrittenen Auffassungen bei, wenn ich einige Informationen über die Vorgeschichte unserer Ideen gebe und über das weitere Schicksal der »Gesellschaftskritik in der Psychoanalyse« berichte.

Es ist allgemein bekannt (und auch für Vogt offensichtlich), daß sich Auffassungen über »Psychoanalyse und Gesellschaft« – so der Untertitel unseres Berichts über die Agni – von unseren afrikanischen Erfahrungen herleiten (vgl. Parin et al., 1963 und 1971). Ich selber sehe sie als Ergebnis einer Entwicklung, die viel früher begonnen hat.

Die Umstände, unter denen wir (Fritz Morgenthaler, Goldy Parin-Matthèy und ich) uns der psychoanalytischen Ausbildung unterzogen und mit der praktischen Tätigkeit begannen, die bekanntlich mit der wissenschaftlichen zusammenfällt, charakterisiert Kurz (1987) mit der Bemerkung, daß sich die Psychoanalyse in Zürich »nach dem Zweiten Weltkrieg« in einer »Krise« befand.

»Die Freudsche Psychoanalyse war weder populär noch angesehen [...] Freudscher Analytiker zu sein, konnte man sich auf dem feindlich gesinnten Zürcher Parkett nur leisten, wenn man außergewöhnlich und besonders begabt war. Die Freudsche Psychoanalyse entwickelte sich auch im Nachkriegs-Zürich in der Diaspora – in einer isolierten, kohärenten Gruppe von Personen, die im Widerspruch zu ihrer Umgebung von Freud überzeugt waren. Diese Gruppe war allerdings nicht im Schoß der SGP entstanden – nicht die SGP hatte ihr zu Anerkennung und Aufschwung verholfen [...] Sie unterschieden sich von den anderen SGP-Mitgliedern teilweise herkunftsmäßig, vor allem aber durch einen gesellschaftlich-politischen Erfahrungshintergrund: Morgenthaler¹, Parin und Parin-Matthèy waren im Krieg in Jugoslawien (letztere auch im Spanischen Bürgerkrieg) im antifaschistischen Widerstand aktiv gewesen. Sie knüpften, ähnlich wie später Teile der Studentenbewegung, gesellschaftlich emanzipatorische Hoffnungen an die Psychoanalyse, die sie als eine fortschrittliche, revolutionäre Theorie des Menschen auffaßten« (Kurz, 1987).

Diese Darstellung erscheint mir zutreffend. Als Kurzformel für unsere damalige Einstellung mag gelten: »Die Psychoanalyse ist geeignet, das Wissen zum Kampf gegen verinnerlichte Unterdrückung zu vermitteln, so wie die dialektisch-materialistische Theorie das Instrument zum Kampf gegen gesellschaftliche Unterdrückung darstellt; beide ergänzen einander.« Damit war der Grund zur psychoanalytischen Gesellschaftskritik gelegt.

Diese Auffassung habe ich nicht etwa nachträglich in meine Anfänge hineininterpretiert. Sie ist in der zweiten psychoanalytischen Arbeit², die

¹ Morgenthaler war erst nach 1946 als Arzt bei einer medizinischen Hilfsmission mit uns beiden in Jugoslawien; auch er war antifaschistisch motiviert.

² In meiner 1948 publizierten Arbeit »Die Kriegsneurose der Jugoslawen« argumentierte ich »klassisch« psychoanalytisch. Ethnologische Faktoren habe ich schlicht nicht gesehen,

99

ich 1949 publiziert habe, enthalten. Es handelte sich um die Kritik von Auffassungen von C. G. Jung anhand einer von Hans Bänziger publizierten »Falldarstellung«. Die Jungsche »Analytische Psychologie« bezeichnete ich als »geisteswissenschaftlich« (gleichbedeutend mit dem, was Marxisten »idealistisch« nennen) und stellte sie der »empirischen«, d. h. materialistischen Psychoanalyse gegenüber. Obwohl ich meine biologische Auffassung der Psychoanalyse wenig später aufgegeben habe, gilt für mich das, was ich damals geschrieben habe, grosso modo noch heute.

»In den Geisteswissenschaften bestimmt das Bewußtsein das Sein. Irreduzible Prinzipien sind für materielle Vorgänge bestimmend. In den empirischen Wissenschaften bestimmt das Sein das Bewußtsein« (Parin, 1949, S. 68).

»[Die Anhänger der geisteswissenschaftlichen Richtungen in der Tiefenpsychologie] verhalten sich so, als ob sie die Ergebnisse der Psychoanalyse unschädlich machen wollten, indem sie sie teils verleugnen, teils unterdrücken.«

»Wenn die Analytiker konsequent angewendet hätten, was sie wußten, hätten sie etwa folgendes erkennen müssen: Die modernen Staatenbildungen, die hier herrschenden rechtlichen und moralischen Gesetze, sind nicht sehr wirksam, um gewaltsame Durchbrüche menschlicher Leidenschaften zu verhindern. Religiöse Werte sind zu historischen Relikten geworden, die, unabänderlich und unantastbar, doch an dem Chaos, über das sie gesetzt waren, nichts zu ändern vermochten. Die Analytiker hätten sehen müssen, daß die Familie in ihrer heutigen Form die Kinder so erzieht, daß sie einer Staatsautorität bedürftig sind, die einer patriarchalischen Ordnung entspricht. Gleichzeitig genügen aber die Verbote nicht mehr, das Verhalten gegen den Nächsten genügend duldsam zu machen, und jene Aggressionen, die sich nicht gegen die väterliche Staat- und Gesellschaftsautorität entladen können, müssen sich wo andershin richten, z. B. gegen die sozial Tieferstehenden oder gegen die >Feinde<. Man darf dies, wenn man sich mit dem Staat identifiziert hat.

Ja, selbst wenn die Analytiker sich einer revolutionären Politik angeschlossen hätten, hätten sie gegen die Parteiorganisation dort vorbringen müssen, daß auch sie aus Angst vor dem Vater aufgebaut war.«

»Die Berufsarbeit in der zivilisierten Gesellschaft ist längst über ihren Zweck, die Selbsterhaltung, hinaus erotisiert worden. Sie ist auch eine sublimierte libidinöse Befriedigung. In der – aus ökonomischen Gründen – doch nie ganz erreichbaren Identifizierung mit dem Vater-Chef - Betrieb, im Konkurrenzkampf und Ehrgeiz, den infantilen aggressiven, urethralen, narzißtischen und homosexuellen Einstellungen gegenüber den Geschwistern liegen wohl wichtige Triebquellen dafür. Wenn schon nicht jeder Beruf gleich unbefriedigend ist, und nur die hoffnungslos monotonen Arbeiten in der Industrie sich ähnlich auswirken wie die stereotypen Sühnehandlungen der Zwangskranken, indem sie alle psychische Energie aufbrauchen und das ganze Leben einnehmen, kann in unserer Gesellschaft von einer wirklichen Befriedigung in der Arbeit nur selten gesprochen werden. Die >Leistung< als Einzelleistung in Kunst, Wissenschaft, Technik und Sport vermag am ehesten eine sublimierte narzißtische Befriedigung zu bringen. Auch die wird gestört, da man sehen muß, wie wenig Nutzen die Leistungen einem selbst und gar der Allgemeinheit, der man sie übergibt und mit der man sich identifiziert hat, bringen.«

doch war das kriegerische und revolutionäre Geschehen, das psychisch-epidemische Neurosen ausgelöst hatte, ein nicht zu übersehender gesellschaftlicher Faktor, wie bei jeder Kriegsneurose.

100

»Hätten die Psychoanalytiker gar noch Soziologie, Ökonomie und Politik studiert und die Wandlungen der Ich-Triebe weiterverfolgt, wäre ihnen wohl kaum ein irdischer oder transzendentaler, >Wert< geblieben, der keiner Reduktion und Änderung bedürftig schien.«

»Kurz, jeder Analytiker wäre ein Revolutionär geworden. Nicht unbedingt im politischen Sinne, aber in der Richtung seiner Forschung und in ihren Ergebnissen hätte er immer wieder Ideologien und Religionen beurteilen und ihre Schwächen aufdecken müssen,

[Hier möchte ich betonen, daß die Abwehr psychoanalytischer Erkenntnisse durch die Gesellschaft nicht als ein bewußter Vorgang aufzufassen ist.]«

»Die Beschäftigung mit der Psychoanalyse hat den Einzelnen nicht nur in die Rolle des Gesellschaftskritikers und Revolutionärs gedrängt, sie hat ihn auch genötigt, sein eigenes Über-Ich mit neuen Inhalten auszustatten. Er mußte auf die magischen Begriffe verzichten, die besonders als Relikte der Vaterinstanz noch da waren. Er mußte sie durch Erkenntnisse und Verhaltensprinzipien ersetzen, die zum großen Teil recht viel Unlust mit sich brachten. Diese

Unlust wurde schon dadurch vermehrt, daß Identifizierung nicht mehr zur Angstbannung gebraucht werden konnte, und die Realität, aus der man seine Verhaltensweisen jetzt hätte ableiten müssen, wirklich furchterregend war und vom Einzelnen auch mit größter Anstrengung und persönlichen Opfern in ihrem wesentlichsten Anteil, dem Verhalten der Mitmenschen, nicht mehr geändert werden konnte« (ebd., S. 80 ff.).

Ich zitiere die alte Arbeit so ausführlich, weil in ihr meine Antwort auf die Frage enthalten ist, die Vogt und Passett zu bewegen scheint: Wie kann ich ein fortschrittlicher, aufgeklärter Analytiker im Sinn der Kulturkritik von Sigmund Freud und seines radikalen Humanismus sein und *gleichzeitig* Aufklärung aus der Analyse fernhalten, Kulturkritik von Praxis trennen, den humanen Anspruch auf ein menschenwürdiges Leben auf den familiären Beziehungsrahmen der Kindheit und seine seelischen Folgeerscheinungen (die »Neuaufgaben«) beschränken? Ich war vor vierzig Jahren überzeugt, daß man das nicht kann, und bin es noch heute. Warum und wieso stellt sich diese Frage jetzt? Ich kenne die persönliche Geschichte und die Motive der kritischen Autoren nicht. Ich weiß aber, daß sich heute, zwanzig Jahre nach der Kulturrevolution der »Sechziger Jahre«, ihnen und vielen anderen im psychoanalytischen Betrieb jene Frage so stellt: Wie kann ich gleichzeitig den 68er Idealen treu bleiben, die unsere ganze kulturelle Szene grell erleuchtet haben, und *gleichzeitig* meinen mühsam erlernten Beruf so »rein« ausüben, daß ich nicht in Verdacht gerate, ein Erneuerer, ein Subversiver oder auch nur ein Unruhestifter der etablierten therapeutischen Praxis zu sein? Daher die Ambitendenz der Kritik. Zum Beispiel heißt es bei Vogt (S. 682) in der Fußnote 9: »Wenn es aber zu Schwierigkeiten kommt, die einen primär gesellschaftlichen Hintergrund haben, dann führt kein Weg an einer Auseinandersetzung vorbei, die meist grundsätzlichen Charakter hat und die erhebliche Zeit auch außerhalb der Analysestunden in Anspruch nimmt.« Dies in einer Arbeit, die beweisen will, daß gesellschaftliche Konflikte nicht in die Praxis der Ana-

101

lyse gehören. Was ist im Seelenleben primär, was sekundär: die Henne oder das Ei? »Auch« außerhalb der Analysestunden: also wohl auch drinnen?

Die Psychoanalyse ist eine Errungenschaft der Aufklärung oder, wie ein gehässig geschriebener Essay in »Der Spiegel« es ausgedrückt hat, ein »Überbleibsel« der Aufklärung. Daraus leitet sich für mein Verständnis ab, daß sie keine »wertfreie« Wissenschaft sein kann: sie ist der Aufklärung, der Emanzipation von gesellschaftlichen Zwängen (und nicht der Unterwerfung unter diese) verpflichtet, einem radikalen Humanismus. Ihr Anspruch auf Wahrhaftigkeit hat zur Folge, daß sie sich zur Kritik jeder Ideologie eignet, ja, daß diese unvermeidlich ist. Nach meiner Auffassung

ist es deshalb nötig, daß die Kritik der gesellschaftlich erzeugten Ideologie des Analytikers *und* des Analysanden in den psychoanalytischen Prozeß einbezogen wird. Nicht nur, wenn die kulturelle Differenz zwischen den beiden so groß ist wie bei der ethnopschoanalytischen Forschung oder bei einer schicht- und klassenmäßigen Distanz zwischen den beiden, sondern gerade, wenn sie dem gleichen Volk und der gleichen Schicht und Klasse angehören. Die eigene gesellschaftliche Lage erzeugt immer falsches Bewußtsein, nicht nur dort, wo Unbewußtes »gesellschaftlich produziert« (Erdheim) wird.

Wie ich zu lesen und noch öfter zu hören bekam, geht der Versuch dahin, nach den Stürmen von 1968 Psychoanalyse endlich wieder *wertfrei* zu betreiben, die gesellschaftliche Ideologie des Analytikers, der vorgibt, keine zu haben, aus der psychoanalytischen Praxis herauszuhalten und einer gewissen sozialen Aufgeschlossenheit als modernistisch-interdisziplinärem Aufputz Lippendienste zu leisten.³ Wer das besser, das heißt historisch verstehen will, lese bei Russell Jacoby nach.

Im Jahr 1951 hielt ich meinen ersten Vortrag an einem Internationalen Psycho-Analytischen Kongreß (Bulletin, 1952) mit dem Titel »Ein allge-

³ Etwa im Jahr 1975, als die Auseinandersetzung um die Ausbildungsrichtlinien der SGP in vollem Gange war, habe ich in der Psychiatrischen Universitätsklinik Lausanne über »Gesellschaftskritik im Deutungsprozeß« vorgetragen. Die meisten AnalytikerInnen französischer Sprache waren erschienen; viele waren skeptisch oder ablehnend. Ein jüngerer Kollege, der seither prominent geworden ist, bemerkte in der Diskussion: Es sei offensichtlich, daß ich als alternder Mann mich mit der 68er Jugend überidentifiziert hätte und damit auf unanalytische Ideen gekommen sei. Als ich dagegen fragte, wie es dann zu erklären sei, daß ich schon 1948 eine Arbeit mit diesen Ideen publiziert hätte, meinte er: »Sie sind eben ein derartiger Anpasser, daß sie schon damals versucht haben, sich bei den 68er Studenten anzubiedern.« Er meinte es ernst. Das Publikum war belustigt. – Diese komische und traurige Episode referiere ich, um zu unterstreichen, wie sehr jener Versuch einer Kulturrevolution manche Psychoanalytiker verwirrt hat.

102

meiner Kompensationsversuch der Neurotiker«. Der Text wurde nie gedruckt, das Manuskript ist verloren. Ich versuchte, an Hand von drei kurz dargestellten Episoden aus Analysen Erwachsener (Vignetten) zu zeigen, daß eine Analyse nur gelingen kann, wenn banale, als normal und gesund imponierende Aktivitäten des Analysanden in den Deutungsprozeß einbezogen werden, da sie dazu dienen, die »Neurose zu kompensieren«, mit anderen Worten, unbewußte Konflikte abzuwehren. An die erste Vignette kann ich mich gut erinnern, während ich von den beiden anderen alle Einzelheiten vergessen habe.

Ein Chefindenieur in mittleren Jahren hatte die Analyse aufgesucht, weil er in einen langwährenden Streit mit seinem Vorgesetzten verwickelt war, dem kommerziellen Direktor des großen technischen Betriebes, in dem er arbeitete. Es gelang mir, dem Analysanden, der mich bald als Komplizen des Direktors, dann wieder als schützenden »großen Bruder« erlebte, die auf den Direktor übertragene ödipale Rivalität zu deuten, an der sich der Streit immer wieder entzündete. Das änderte vorerst nichts an der hilflosen Wut des Patienten, die sich so steigerte, daß er versuchte, mich zu einem psychiatrischen Eingriff zu bewegen, um ihn vor seinen Mordimpulsen gegen seinen Feind zu schützen. Der Patient kam dreimal wöchentlich. Viele Stunden, insbesondere die letzte vor dem Wochenende, füllte er mit schwärmerischen Erzählungen über seinen Lieblingssport aus, die Bergtouren, die er als Mitglied, Funktionär und Instruktor des Schweizerischen Alpenclubs (SAC) an *jedem* Samstag/Sonntag unternahm. Die Schönheit der Natur, das Hochgefühl an der bergsteigerischen Leistung und das Bewußtsein, das Können seiner jungen Bergkameraden für den Einsatz in der Schweizer Milizarmee zu fördern – darin liege seine ganze Lebensfreude, dort sei er ein vollwertiger Mensch, ohne Haß und Angst. Die geliebten Berge auch nur ein einziges Wochenende zu vermissen, könne er nicht ertragen. Ich fühlte mich während dieser Erzählungen zunehmend irritiert und meinte, der Analysand »weiche aus«. Bald bemerkte ich, daß meine Irritation von zwei widerstreitenden Gefühlen ausging, die seine Bergerzählungen in mir auslösten: Angst und ein sonderbar übertriebenes Mitgefühl. Ich empfand Angst für den Analysanden, der als erfahrener Bergsteiger bewußt keinerlei Angst vor Unfällen hatte, mir aber in Andeutungen zu verstehen gab, wie leicht es bei seinen Touren zu einem tödlichen Unfall kommen könne. Das Mitgefühl erschien mir als Antwort auf seinen Appell, das Hochgefühl seiner Klettertouren zu teilen, ihn auf seinen Bergtouren zu »begleiten«. Als ich meine »Gegenübertragung« so weit geklärt hatte, gab ich etwa folgende Deutung: »Ihre SAC-Touren sind nicht nur beglückende sportliche und patriotische Erlebnisse; der SAC gibt Ihnen gleichzeitig die Möglichkeit, sich für zwei Tage wöchentlich von Ihrer Familie zu trennen und Ihre Frau, die sich um Sie sorgt, in Angst zu versetzen.« Diese Deutung brachte an den Tag, daß die Gattin des Analysanden allwöchentlich in panischer Angst zurückblieb, während er ihr zynisch entgegenhielt, das sei eben Schicksal von »eim Müetti«. Als ich ihm sagte, daß auch ich seine Bergtouren mit Angst und Sorge begleiten müsse, stellte sich heraus, daß ihm bewußt war, daß er seine Frau seit Jahren mit Anspielungen auf die Gefahren der Berge quäle, ihr aber seit dem Beginn ihrer Ehe verboten habe, mit seinen Touren mitzuhalten. Als bald änderte sich die Beziehung zu seinem Chef, nicht mehr Rivalität oder Aggression, sondern die Enttäuschung, nicht genug Anerkennung, Fürsorge, ja, Liebe und Zärtlichkeit zu erhalten, machte ihn so wütend.

Ich hatte damals kein anderes Konzept als das, eine Abwehr, die in seinem scheinbar konfliktfreien Hobby enthalten war, zu deuten und dabei nach der Empfehlung Freuds »von der psychischen Oberfläche« auszugehen. Heute denke ich, daß ich eine typische »gesellschaftskritische« Deutung gegeben habe. Der SAC ist eine der populärsten Institutionen

103

unseres Landes, die mehr als jede andere – mit Ausnahme der Milizarmee – zur psychologischen Festigung der patriarchal-machistischen Ideologie der schweizerischen Gesellschaft beiträgt. Mir war das bewußt, dem Analysanden jedoch nicht (wie wohl den wenigsten SAC-Bergsteigern). Die Beobachtung meiner »Gegenübertragung« brachte mich auf die wirksame gesellschaftskritische Deutung. Darauf folgte ein Übertragungswechsel von einer rivalisierenden Vaterübertragung zu einer bis dahin verdrängten Übertragung, einer frustrierenden und aus Enttäuschung gehaßten Mutterfigur. Der Konflikt mit dem Chef löste sich, das Quälen der Ehefrau hörte auf, die Analyse ging weiter und kam zu einem guten Ende.

Das ist der erwünschte Verlauf von »gesellschaftskritischen« Deutungen: Widerstand, Bewußtwerden der Gegenübertragung, »gesellschaftskritischer Deutungsprozeß«, Vertiefung der Übertragung (hier mit Übertragungswechsel vom ödipalen Vater zur präödipalen Mutter).

Bei der Darstellung der Entwicklung meiner Auffassungen überspringe ich unsere ethnopsychoanalytischen Erfahrungen (1954-1971), aus denen sich uns Einsichten über bis dahin unerkannte oder zu wenig beachtete Zusammenhänge gesellschaftlicher Einrichtungen mit unbewußten Prozessen ergaben oder sich geradezu aufdrängten. Rolf Vogt (1988) würdigt dies durchaus. Auch sonst sind diese Forschungen genügend bekannt. Wer meint, Gesellschaftskritik stehe im Gegensatz zur Vertiefung psychoanalytischer Erkenntnis, den verweise ich auf das Kapitel »Metapsychologie« in unserem Buch über die Agni (1971). Ich glaube, daß da deutlich wird, daß ein solcher Gegensatz nicht besteht.

Als ich daran ging, meine bis dahin entwickelten »ethnopsychoanalytischen« bzw.

»gesellschaftskritischen« Anschauungen in mehreren Publikationen der psychoanalytischen Praxis und Theorie wie auch der Sozialpsychologie und Kulturkritik unserer eigenen Gesellschaft zur Verfügung zu stellen, ging ich überlegt oder, wenn man so will, taktisch vor. Ich ließ mich von der Vorstellung leiten, daß es darauf ankäme, zuerst Widerstände der praktizierenden Analytiker zur Sprache zu bringen. Es schien mir, daß von der althergebrachten, durch viele Faktoren vom politischen und gesellschaftlichen Geschehen isolierten täglichen Praxis der Psychoanalytiker/innen Widerstände ausgingen und daß nach deren Bearbeitung ernsthafte Fragen, Probleme, Bedenken diskutiert werden könnten. Obwohl ein Großteil des Materials,

insbesondere das Konzept der Anpassungsmechanismen, im Kopf und zum Teil schriftlich vorbereitet war, habe ich zuerst »Gesellschaftskritik im Deutungsprozeß« in mehreren psychoanalytischen Institutionen vorgetragen und 1975 als eine Kritik der täglichen Routine und Praxis veröffentlicht. Der Erfolg blieb nicht aus. Es wurde äußerst lebhaft diskutiert. Ganz scheinen mir auch heute irrationale Ängste, die »reine« Analyse zu verwässern oder zu kontaminieren. vom Idealvorbild Freud abzuweichen

104

(dessen »Billigung« ich mir freilich gesichert hatte⁴) die Patienten zu indoktrinieren, statt sie aufzuklären, u. ä. nicht überwunden. Dies schließe ich daraus, daß Vogt glaubt, außerhalb der Analysestunden sei Gesellschaftskritik durchaus am Platz und oft notwendig, nur von der Arbeit mit Analysanden müsse sie ausgeschlossen bleiben.

Mit den weiteren Aufsätzen zu diesem Themenkreis bin ich ebenso verfahren, daß ich meine Auffassungen zuerst mündlich vorgetragen und diskutiert und dann erst schriftlich fixiert und veröffentlicht habe. Auf diese Diskussionen bin ich ausführlich eingegangen (vgl. Parin, 1978, S. 120-129). Pedro Grosz (1979) half mir, der mehrfach geäußerten Forderung nach mehr klinischen Beispielen nachzukommen, was um so überzeugender war, als er nie mein »Schüler« war, wenn auch im PSZ ausgebildet.

Nach diesen Klärungen haben wir nicht gezögert, »Gesellschaftskritik« in verschiedener Hinsicht mit der Psychoanalyse zu verbinden. Von diesen Versuchen scheinen mir für die Theorie die wichtigsten »Die äußeren und die inneren Verhältnisse« (Parin und Parin-Matthèy, 1986, S. 140-152), für Klinik und Theorie der Technik der Aufsatz »Medicozentrismus« (ebd., S.61-80), für die praktische Psychoanalyse aller Analysanden, die diskriminierten Gruppen angehören: »The Mark of Oppression« (ebd., S. 115-139).

Als ich Rolf Vogts Aufsatz gelesen hatte, habe ich unsere Publikationen nochmals durchgesehen. Ich fürchte, ich habe nichts Neues hinzuzufügen und vor allem nichts, das Kollegen/innen, die uns nicht beistimmen, doch noch überzeugen könnte. Lediglich um die Diskussion im Gang zu halten, will ich dennoch versuchen, auf Einwände der genannten Kritiker zu erwidern.

Vogt stellt fest (S. 657), daß in den Standardwerken zur Behandlungstheorie und -technik der Psychoanalyse (und er zählt sie auf, von Wilhelm Reich, 1933, bis Helmut Thomä und Horst Kächele, 1985) eine

⁴ In unserem Aufsatz »Der Widerspruch im Subjekt« (1978) zitiere ich (S. 115 ff.), was Freud im Anschluß an Ausführungen zum Überich (1933, S. 73 f.) über das »Verständnis des sozialen Verhaltens sagt: »Besäßen wir mehr

Anwendungen dieser Art, so würde die Annahme des Über-Ichs das letzte Stück Befremden für uns verlieren und wir würden von jener Befangenheit gänzlich frei werden, die uns noch befällt, wenn wir uns, an die Unterweltatmosphäre gewöhnt, in den oberflächlicheren, höheren Schichten des seelischen Apparats bewegen. Wir glauben selbstverständlich nicht, daß wir mit der Sonderung des Über-Ichs das letzte Wort zur Ichpsychologie gesprochen haben. Es ist eher ein erster Anfang, aber in diesem Fall ist nicht nur der Anfang schwer.«

105

Erörterung gesellschaftlicher Verhältnisse nicht vorkommt; mit Harald Leupold-Löwenthal (1988) sagt er, diese Verhältnisse seien »für die Technik der psychoanalytischen Behandlung nicht relevant geworden«. Diese »stillschweigende Übereinkunft der Analytiker« hätte ich mit der Veröffentlichung des Aufsatzes »Gesellschaftskritik im Deutungsprozeß« in der *Psyche* (1975) durchbrochen (S. 657 f.). Das war auch meine Absicht. Vogt verweist (S. 659) auf Freud, »der unter Realität die sogenannte »äußere« oder »materielle Realität« (Freud, 1900, 1915) verstand, die er primär als »äußere Reizquelle« ansah. »Der naive Pragmatismus dieses Realitätsbegriffs genügte der Psychoanalyse als klinischer Praxis im wesentlichen bis auf den heutigen Tag.« Als Begründung für den »naiven Pragmatismus« fügt Vogt hinzu, daß »die Frage nach der äußeren Realität nicht primär die Psychologie angeht, sondern [...] in erkenntnistheoretischer Hinsicht – die Philosophie und in empirischer Hinsicht die Naturwissenschaft, Soziologie und Geschichtswissenschaft«. Wenn es auch gewissen Wissenschaftstraditionen entspricht, das Forschungsgebiet einer Wissenschaft von dem einer benachbarten scharf abzugrenzen (Kompartimentalisierung), ist dies doch kein Grund, die »äußere« oder »materielle« Realität, in der Analytiker und Analysand leben, weiterhin »naiv« lediglich als »Reizquelle« zu betrachten; sie ist dies zwar auch, aber nicht in erster Linie. Die äußere Realität ist vor allem eine menschliche und menschengemachte Umwelt, die mit gewaltigen Kräften in das Leben eingreift. Daß man sie unabhängig von den betroffenen Personen studieren *kann*, heißt nicht, daß sie nicht vorhanden ist. Daran vermögen die verschiedenen Auffassungen über »innere bzw. äußere Realität« und deren Entwicklung (die von Vogt diskutiert werden), so wichtig sie sein mögen, nichts zu ändern. Der Duktus von Vogts Aufsatz macht es mir nicht eben leicht, auf seine Argumente einzugehen. Die Zustimmung scheint die Ablehnung beträchtlich zu überwiegen; doch noch in der Zusammenfassung (auf Seite 684) findet sich das »einerseits – andererseits«; »Die gesellschaftskritische Auseinandersetzung muß der Analytiker für sich selbst leisten und analysegerecht einbringen«, schreibt er und meint offenbar: Nicht in den Deutungsprozeß! Ich werde nun zunächst auf die vier Fallskizzen im Vogtschen Text eingehen und mich dann zusammenfassend mit seinen kritischen Einwänden auseinandersetzen. Kurz dargestellte Episoden aus der psychoanalytischen Praxis (Vignetten) sollen die Auffassungen eines Autors

verdeutlichen oder illustrieren. »Beweise« kann eine Vignette nie liefern. (Dies scheint Vogt nicht immer klar zu sein, wenn er z. B. schreibt, daß die »Notwendigkeit« des

106

empfohlenen Einbezugs von gesellschaftskritischen Elementen in den Deutungsprozeß von mir »nicht *nachgewiesen* werden konnte« (Hervorhebung von mir, P. P.).

Die erste Vignette Vogts aus der Therapie »einer französischen Analysandin« (S. 668 f.) bietet eine schöne Illustration meiner Auffassungen. Hier erhielt »die spontane Gemeinsamkeit einer von Analytiker und Analysand geteilten Realitätsvorstellung plötzlich einen Riß«, da es sein könnte, »daß Analytiker und Analysand eine weitverbreitete Fehleinschätzung der Realität teilen. Bis zu einem gewissen Grad ist das natürlich immer der Fall, da jedes Bewußtsein ein gesellschaftlich geprägtes ist und nicht völlig frei sein kann von Ideologie« (S. 669). Ich stimme völlig damit überein. Gerade dort, wo beide Partner der gleichen Kultur und Klasse angehören und deshalb die ideologisch geprägte »Fehleinschätzung der Realität teilen« (also nicht nur in einem ethnopsychoanalytischen Setting), ist es nötig, diese »weitverbreitete« Fehleinschätzung in den Deutungsprozeß einzubeziehen.

Zu der zweiten Vignette aus der Therapie eines »Gärtnermeisters« (S. 673 f.) bemerkt Vogt, die »Schilderung des Patienten habe ein eindrucksvolles Beispiel für den von Parin beschriebenen Anpassungsmechanismus der *Identifizierung mit der Berufsrolle*« gegeben. Vogt will wenn ich ihn richtig verstehe – darlegen, daß er die Analyse ohne die Parinsche Empfehlung gut weiterführen konnte. Selbstverständlich habe ich nie behauptet, daß das *unmöglich* sei. Ich müßte sonst annehmen, daß ein Fortschritt im psychoanalytischen Verständnis (in diesem Fall in der Theorie der Technik) bedeutete, daß alle zuvor unternommenen Analysen mißlungen seien. Ganz so absurd, wie es mir scheint, ist dieser Gedanke wohl nicht. Hat doch schon Glover (1955, S. 353) einen noch heute lesenswerten Essay über »Die therapeutische Wirkung ungenauer Deutungen« (*The therapeutic effect of inexact interpretations*) in sein Lehrbuch der Psychoanalytischen Technik aufgenommen. – Vielleicht irre ich mich aber über die Intention des Autors und er wollte mir mit dieser Vignette doch beipflichten. Er schreibt:

»In der Deutung, die ich dem Patienten gab, griff ich den institutionellen Druck zunächst an der Oberfläche auf, daß er ihn einfach übernehme, sich ausnützen lasse und dieser Tendenz sogar noch mit allen verfügbaren Kräften entgegenkomme. Dann führte ich aber diese Konfrontation der institutionellen Realität nicht in Richtung einer Gesellschaftsanalyse weiter, sondern in Richtung der persönlichen unbewußten Bedeutung« (S. 676).

Genau das vertrete ich und finde es irrelevant, ob man diesen Schritt im Deutungsprozeß »Konfrontation« nennt oder anders. Vogt nimmt vielleicht an, daß ich Analysen *nicht* in »Richtung der persönlichen unbe-

107

wußten Bedeutung« weiterführe, sondern stur an der »Gesellschaftsanalyse« festhalte. Wo ich zu solchem unsinnigen Vorgehen geraten hätte, ist mir unerfindlich.

In seiner dritten Vignette aus der Analyse eines »Akademikers« gibt Vogt eine Illustration, wie nützlich gesellschaftskritische »Kenntnisse«, erworben durch Lektüre des Buches der Mitscherlichs (1967), für diese Analyse gewesen wären. Eine Bemerkung verrät, daß er mich vielleicht doch nicht verstanden hat: »Heute meine ich, daß ich mich durch den Patienten zu sehr zu gesellschaftskritischen Interventionen verleiten ließ« (S. 683). Hätte der Analytiker damals schon über jene später erworbenen Einsichten verfügt, hätte er sich wohl nicht »verleiten« lassen, sondern die Identifikation – mit dem 68er Analytiker – als »Abwehrhaltung gegen die Bearbeitung der NS-Probleme« in den Deutungsprozeß einbeziehen und »Konflikte in der Übertragung« besser bearbeiten können. Quantitativ hätte der Analytiker vielleicht weniger über gesellschaftliche Fragen sprechen müssen, wenn er sein Wissen richtig, das heißt deutend in den analytischen Diskurs hätte einbeziehen können, etwa so: Sie sprechen mit mir über gesellschaftliche Fragen, weil es leichter ist, mit mir darüber zu einem Einverständnis zu kommen (oder zu streiten) als über die NS-Probleme, die in der akademischen Welt der Bundesrepublik, der wir beide angehören, weitgehend tabu sind.

In der vierten Vignette – aus der Therapie einer »Analysandin, gegen Kriegsende geboren« (S. 683) – ist Vogt mit mir einverstanden:

»Ich war gezwungen, mich intensiv mit Geschlechtsrollenidentifizierung auseinanderzusetzen, Anpassungsmechanismen im Sinne Parins, die tief ins Unbewußte hineinreichen und ein gerüttelt Maß an gesellschaftlichen Vorurteilen und Ideologie im Individuum verankern. Erst aus dieser Position war es mir möglich, den Realitätsgehalt dessen, was die Patientin sagte, trotz aller übertragungsbedingter Verzerrungen anzuerkennen. Dadurch wurde die Übertragungsanalyse überhaupt erst möglich, weil die Patientin spürte, daß zwischen Phantasie und Realität differenziert wurde« (S. 683 f.).

Trotz dem in den Vignetten illustrierten (fast) vollständigen Einverständnis mit unseren Auffassungen formuliert Vogt aber in seinem Aufsatz hin und wieder auch massive Einwände, die ich nun zusammenfassen und kurz diskutieren will.

Ein *prinzipieller Einwand* wird zuerst so formuliert: »Nach Lorenzers methodischer Auffassung können von der ersten, der psychologischen, zur dritten, der gesellschaftlichen Begriffsebene und umgekehrt nur >abstrakte Vermutungen< (S. 218) geäußert werden, denen ausreichende Begründungen fehlen« (S. 663). Später fährt der Autor fort: »Im Falle einer psychoanalytischen Untersuchung gesellschaftlicher Phänomene

108

müßten die Verbindungslinien und Verflechtungen der kollektiven psychologischen Prozesse mit den nichtpsychologischen gesellschaftlichen Strukturen aufgezeigt werden. Das ist in befriedigender Weise bisher noch nicht gelungen« (S. 664). Meine Antwort: Gerade dies versuchen wir ein Stück weiter aufzuklären. »Festzuhalten bleibt aber«, heißt es bei Vogt weiter, »daß gesellschaftliche Prozesse nicht in toto auf Psychologie zu reduzieren sind und umgekehrt [...]« (S. 664). Einverstanden; sie stehen in einem dialektischen Verhältnis zueinander.

Eine Reihe von Einwänden bezieht sich auf die *praktisch-klinische Methode* der Psychoanalyse. Vogt schreibt:

»Ihr Gegenstand ist nicht die Gesellschaft, sondern das Individuum. Das bedeutet methodisch, daß der Blick des Klinikers auf die äußere Realität, die Gesellschaft, diese nicht zum Ziel und Zweck nimmt, sondern sich selektiv auf sie bezieht, je nach der Bedeutung, die sie für seinen Analysanden hat« (S. 665 f.).

Dem stimme ich zu. Doch heißt es weiter:

»Jacobys Satz: >Doch die Psychoanalyse entdeckt im Innersten der Individuen Gesellschaftliches< wird auf dieser konkreten Erlebnisebene falsch. Der Kliniker entdeckt im Innersten seines Analysanden nichts Gesellschaftliches« (S.666).

Der Historiker Jacoby meint mit dem »Innersten« ganz allgemein »im Unbewußten«. Was Vogt damit meint, sagt er ein wenig weiter unten: »Was für den makroskopischen Blick des Soziologen als gesellschaftlicher Widerspruch erscheint, ist für den mikroskopischen Blick des Klinikers ein psychologischer Konflikt der Eltern seines Analysanden, der sich im Kontakt mit ihrem Kind neu inszenierte und der über diese Transformation ganz persönliche und individuelle Eigenschaften annahm« (S. 666). Ich meine, daß der »mikroskopische Blick« des Klinikers zu eng ist. Vogt hingegen kann sich nicht vorstellen, »daß nach solchen Ausflügen in die Gesellschaftsanalyse die Übertragungsanalyse ungestört weitergeht« (S.679), und befürchtet »mit einiger Wahrscheinlichkeit«, daß »innerpsychische Konflikte und Widerstände veräußerlicht und die Übertragungsanalyse dadurch geschwächt wird« (S. 679). In der »Bearbeitung der Anpassungsmechanismen« sieht er »doch auch die Gefahr, zu sehr in die Analyse

gesellschaftlicher Unbewußtheit hinein und von der Analyse der psychologischen Unbewußtheit wegzukommen. Ideal wäre es natürlich, wenn sich bei des gleichzeitig als möglich erweise. Ich halte diese Idee aber für praktisch-klinisch unrealisierbar« (S. 673). Ich warne vor »Ausflügen« in die Gesellschaftsanalyse und empfehle, diese vielmehr einzubeziehen. Sofern es gelingt, »die institutionalisierte Abwehr« im Sinne von Mentzos (1976, S. 674) oder »culturally constituted defensive systems« im Sinne von Pollock (1972) bewußt-

109

zumachen, vertieft sich die Übertragung. Ich bin versucht, Korff (Morgenstern) zu zitieren: » Weil [...] nicht sein kann, was nicht sein darf.« Offenbar meint Vogt, die analytische Aktivität sei auf die »regressive Übertragungsneurose« beschränkt und nicht, wie er schreibt, »darauf ausgerichtet« (S. 666). Er kann, wie auch Alexander Moser, den er zitiert, die Analyse nicht als dialektischen Prozeß begreifen. Warum sollte die Deutung gesellschaftlicher Einwirkungen diejenige der unbewußt gewordenen Konflikte der Kindheit ausschließen? Wir müssen im Deutungsprozeß ohnehin immer wieder den Gesichtspunkt (den »point of view« im Sinne Greensons) ändern. Um den Fortgang der Deutungsarbeit zu verstehen, kann man sich etwa auch an die alte Faustregel erinnern: Von der Gegenwart sprechen, wenn der Analysand von seiner Vergangenheit spricht, und von der Vergangenheit, wenn er die Gegenwart betont.

Ganz so starr auf die Alternative »entweder regressive Übertragung oder Gesellschaftskritisches« fixiert ist der Autor aber nicht. Er läßt viele Ausnahmen gelten, in denen gesellschaftliche Einflüsse doch gedeutet werden dürfen oder sogar müssen: im ethnopsychoanalytischen Setting (S. 668) und »auch schon bei den Verschiedenheiten zwischen Analytiker und Analysand hinsichtlich der sozialen Schichtzugehörigkeit und bezüglich der regionalen und nationalen Eigenart innerhalb Europas (vgl. Parin, 1977)« (S. 668); weiter in Notfällen, »wenn [der Analysand] in besonders destruktiver und selbstdestruktiver Weise« »zu agieren beginnt und die Beachtung der möglichen realen Konsequenzen dieses Handelns durch Verleugnung abwehrt. Verschärfte Konfrontationen mit den realen Folgen des Agierens können dann die Deutungen von dessen unbewußten Motivierungen einleiten« (S. 667 f.). Wenn schon die »verschärfte Konfrontation«, wie der Autor seine Deutung nennt, wieder zu den unbewußten Motivierungen hinführt, wieso wäre es ausgeschlossen, daß das unter weniger dramatischen Umständen möglich ist?

Ein besonderer Fall läge vor, wenn die »spontane Gemeinsamkeit einer vom Analytiker und Analysand geteilten Realitätsvorstellung plötzlich einen Riß« erhält. Wenn nämlich beide »eine weitverbreitete Fehleinschätzung der Realität teilen. Bis zu einem gewissen Grade ist das

natürlich immer der Fall, da jedes Bewußtsein ein gesellschaftlich geprägtes ist und nicht völlig frei sein kann von Ideologie. Die Untersuchung solcher kollektiver Aspekte führt nun zu gesellschaftsanalytischen Überlegungen« (S. 669). Gerade hier fürchtet Vogt »eine *qualitative Veränderung der psychoanalytischen Methode*«, denn es ginge »nicht mehr um eine *persönliche Wahrheit*, auf die sich beide Dialogpartner einigen und die

110

durch außeranalytische Argumente weder bewiesen noch widerlegt werden kann, sondern es geht hier um *objektive Wahrheit* wie bei einem wissenschaftlichen Programm« (S. 679). Wenn beide Partner eine »Fehleinschätzung der Realität« teilen, ist es Sache des Analytikers, das aufzudecken, nicht weil das einem »wissenschaftlichen Programm« entspricht, oder weil gar – wie Vogt unterstellt – »eine unakzeptable Aushöhlung [der Analyse] im Sinne einer politischen Indoktrination« (S. 679) in Kauf genommen oder angestrebt werden soll. Die Deutung folgt dem Anspruch der Analyse auf Wahrhaftigkeit. M. a. W.: Man kann nicht korrekt analysieren, wenn beide Partner eine Illusion teilen und ihre »persönliche Wahrheit« für unantastbar halten, auch wenn der Analytiker weiß, daß sie der Realität widerspricht.

An dieser Stelle muß ich auf eine Fußnote (Nr. 6, S. 679) des Autors eingehen; er schreibt:

»Parin meint zwar, daß er mit seiner Deutungsmethode nicht indoktriniere. In Anbetracht seiner sehr weitherzigen Auffassung des Abstinenzprinzips, das er im wesentlichen auf die Forderung reduziert: >Der Analytiker soll keine direkte sexuelle Befriedigung mit seinem Patienten anstreben< (1987, S. 173), mag er unter dieser Voraussetzung recht haben.«

Ich hoffe, daß Vogt meine Arbeit »Abstinenz?« (1987) nicht gelesen hat; sonst müßte ich dieses Resumé meiner Ausführungen als böswillige Unterstellung bezeichnen, die dazu dienen soll, den Vorwurf der »Indoktrinierung« aufrechtzuerhalten. Bereits der Hinweis auf das »Abstinenzprinzip« (S. 678) enthält die Unterstellung, meine Empfehlungen hätten irgend etwas damit zu tun, daß ich bereit sei, die Analyse »auszuhöhlen«, während ich Wege zu zeigen versuche, sie zu vertiefen.

Nun zu einer weiteren seltsamen Unterstellung des Autors: »Der Begriff

Gegenübertragungsanalyse fällt nicht. An deren Stelle wird mehr gesellschaftstheoretisches Wissen und eine dementsprechende Aktivität gefordert« (S. 671). Wieso »an deren Stelle«?

Weiterhin heißt es, »daß Parin [...] dazu tendiert, an die Stelle der *Gegenübertragungsanalyse* eine *Gesellschaftsanalyse* zu setzen« (S. 672). Wo habe ich das gesagt, oder woraus schließt Vogt, daß ich zu solchem Unsinn »tendiere«? Begriffe wie *Übertragungsanalyse*, *Widerstandsanalyse* und ungezählte andere »fallen« nicht – weil ich etwas anderes darstelle. Bei der Diskussion meiner

Vignette billigt mir Vogt immerhin eine »Annäherung an die übliche psychoanalytische Sichtweise« (S. 672) zu, weil die »Fehlleistung« jenes Analytikers durch eine unerkannte Gegenübertragung mitbedingt sein mag.⁵ Um es nochmals klarzustellen: Die Empfehlung, das analytische Denken und Handeln zu erweitern, bedeutet keineswegs, daß wir alles, was wir bisher erkannt haben, vergessen oder gar abschaffen müß-

111

ten. Wenn Vogt aber annehmen sollte, daß gesellschaftliche Blindheit im Deutungsprozeß jeweils von einer unerkannten oder unbearbeiteten Gegenübertragung herstamme, möchte ich ihn an seine eigenen vier Vignetten erinnern, die deutlich zeigen, daß eben dies nicht der Fall war. *Eine weitere Unterstellung* hat der Autor selber als solche erkannt (Fußnote 5, S. 678). Warum er sie trotzdem stehen ließ, bleibt unerfindlich. Er schreibt: »An die Stelle des gemeinsam Erarbeiteten, das dialogisch aus einer persönlichen Beziehungsanalyse erwächst und in diesem Sinne auch verifiziert wird, werden allgemeine gesellschaftliche Zusammenhänge gesetzt« (S. 678). Ist es wirklich eine »qualitative Veränderung der psychoanalytischen Methode«, die er so fürchtet? Leidet die Methode Schaden, wenn sie erweitert oder bereichert wird? Es gibt konservative Ideologien, denen jede Veränderung eine Zerstörung des guten alten Bestehenden bedeutet. Schließlich wird das von mir geforderte *gesellschaftskritische Wissen des Analytikers* – allerdings in sehr zwiespältiger Sicht – in Frage gestellt. Einerseits enthalte keine einzige meiner Vignetten »gesellschaftskritische Elemente, die über das Alltagswissen eines durchschnittlichen Akademikers hinausgehen« (S. 680), und eine Seite weiter erscheint es zwar »kritischer und konsequenter, bei der klinischen Arbeit eine prinzipielle Gesellschaftsanalyse zu fordern«, das füge aber »zu den vielen idealistischüberspannten Forderungen an den Psychoanalytiker in seiner Eigenschaft als Kliniker noch eine praktisch kaum realisierbare neue« hinzu (Fußnote 9, S. 681). Das Dilemma meines Kritikers ist leicht zu überwinden. Entweder durchschaut der »Akademiker« ohnehin gesellschaftliche Verhältnisse und Ideologien oder er muß sie eben studieren. In beiden Fällen plädiere ich dafür, sie richtig, das heißt im Deutungsprozeß anzuwenden. Analytiker, denen dies eine zu banale und gleichzeitig zu schwierige Aufgabe zu sein scheint, erinnern mich an den trefflichen Satz, den Freud (in anderem Zusammenhang) geprägt hat. Sie sagen: »Das habe ich eigentlich immer gewußt, nur nicht daran gedacht« (Freud, 1914, S. 127 f.). Es geht darum, die Schwelle zwischen dem »immer gewußt haben« und

⁵ Zur Zeit unserer dritten Afrikaexpedition, also während der ersten der beiden großen ethnopschoanalytischen Untersuchungen, habe ich den Aufsatz »Gegenübertragung bei verschiedenen Abwehrformen« (1960) veröffentlicht.

Von *Anpassungsmechanismen* war damals noch nicht die Rede; später wurde mehrmals kritisiert, der Begriff sei überflüssig, denn die damit bezeichneten Phänomene fielen unter den Begriff der Abwehr. (Diesen Einwand finde ich bei Vogt nicht.) Zur Diskussion der Frage vgl. »Der Widerspruch im Subjekt« (Parin, 1978, S. 120-129).

112

dem »daran denken« zu überschreiten. Das ist sicherlich nicht allein ein kognitives Problem. Der Schritt wäre leichter zu tun, wenn Analytiker bereits in ihrer Ausbildungsanalyse erfahren, daß die gesellschaftliche Umwelt, in der beide Partner leben, in jede Beziehung, also auch in ihre eigene eingreift. Die Forderung an die Analytiker, mehr über die kulturellen und gesellschaftlichen Verhältnisse zu lernen, hat schon Freud (1926) gestellt. Sie wäre ohne Überlastung der Studierenden leicht zu erfüllen, wenn die Vorausbildung zum Arzt oder Psychologen, die für den Beruf des Analytikers wenig Nutzen bringt, fallengelassen oder modifiziert würde. Daß mehr Wissen oder ein besseres Verständnis der Analytiker für ihre Analysanden zu neuen irrational überspannten Erwartungen des einen oder anderen führen würde, befürchte ich nicht. Im allgemeinen macht mehr Wissen bescheidener; was nicht ausschließt, daß Wissende oder Unwissende mitunter einer Hybris verfallen. Wieso ein Analytiker unter der Last der Erwartung, er »müßte ein [...] Wunder an Menschlichkeit und Reflexivität sein«, sofern er gesellschaftliche Kenntnisse hat und anwendet, »nur noch resigniert zusammenbrechen« könnte (Fußnote 9, S. 681, 682), dieser Gefahr aber nicht ausgesetzt wäre, wenn er jene Kenntnisse nicht hat oder sie von der Analyse fernhält, ist unerfindlich.

Es mag sein) daß die Befürchtungen des Autors auf einen prinzipiellen Einwand zurückgehen) den er nicht näher ausformuliert. »[...] intendiert Parin, die klinische Praxis in eine *Totalanalyse* umzuwandeln, in der gleichzeitig die Analyse des Individuums und der auf ihn einwirkenden Gesellschaft geleistet werden solle« (S. 672). Ich würde es zwar anders ausdrücken) glaube aber, daß Vogt hier einen wesentlichen Unterschied zwischen seinen und meinen Anschauungen anpeilt. Ihm geht es vor allem um einen »Erfolg« der Therapie. Ich hingegen betrachte die Psychoanalyse als eine im Prinzip umfassende Wissenschaft von der Seele (und brauche sie daher nicht erst dazu »umzuwandeln«). Um das zu unterstreichen, habe ich von Michel Gressot den Ausdruck »integrale Psychotherapie« entlehnt :

»[...] bei einer vergleichenden Untersuchung der (verschiedenen) Psychotherapien tritt ein Prinzip viel klarer hervor, dem kaum ein Analytiker widersprechen würde: jede Psychotherapie liegt auf einem Weg, der zur Psychoanalyse hinführt. Wohin auch alle Wege führen (wohl nach Rom, werden die Kritiker sagen!), welches auch die Entfernung und die Hindernisse sein mögen, imponiert die Psychoanalyse als die >integrale Psychotherapie< (psychothérapie intégrale) [...] Wenn man dieses Bild umkehren wollte, müßte man bestreiten, daß die psychoanalytische

Methode in der Kenntnis psychischer Prozesse am weitesten geht und am meisten ergänzende Gesichtspunkte mit einbezieht und integriert, daß sie mit einem Wort die radikalste und vollständigste ist« (Gressot, 1963, S. 29; Übersetzung von mir, P. P.)

113

Beim Lesen des großen Essays von Peter Passett über »Das obligat widersprüchliche Verhältnis des psychoanalytischen Denkens zum Zeitgeist« (1988) fühle ich mich angesprochen, schon bevor er auf die von mir vertretenen Auffassungen zu sprechen kommt:

»Ein zunehmend größerer Kreis von Analytikern ist nicht mehr bereit, im Kielwasser der offiziellen Psychoanalyse an der umstandslosen Vernetzung des psychoanalytischen Denkens in einer affirmativen Klinik mitzumachen, und bemüht sich um eine Rückbesinnung auf den ursprünglich aufrührerischen Gehalt der Psychoanalyse« (S. 51).

Weiter unten komme ich namentlich zu Wort: »Hat nicht Paul Parin 1978 mit Recht gerügt, daß die Psychoanalytiker so ungern zu brennenden Zeitproblemen Stellung nehmen? [...] Es kann kein Zweifel daran sein, daß Parin mit seiner Schelte einen wesentlichen und wunden Punkt getroffen hat« (S. 52).

Passett kommt dann auf eine von mir zitierte »Aufforderung Heinz Hartmanns« zu sprechen, die ich aber nach seiner Meinung »nicht entschieden genug kritisiert« und zurückgewiesen habe. »An der Stelle, die Parin in seinem Artikel zitiert (S. 387), empfiehlt Hartmann den Analytikern, beim Nachdenken über gesellschaftliche Phänomene sich auf ihr Spezialgebiet zu besinnen, nämlich das Verstehen von Handlungsweisen von Individuen in konkreten Situationen und nicht außer acht zu lassen, >welche Rolle die ökonomische oder soziale Struktur als zum Teil unabhängige Faktoren dabei spielen« (ebda.). Parin läßt diese Aussage grundsätzlich gelten, verweist aber die Psychoanalytiker mit guten Gründen nachdrücklich darauf, daß sie gerade auch auf dem Gebiet der Kulturkritik eine Aufgabe zu erfüllen hätten« (S. 53).

Lange darf ich mich des Lobes jedoch nicht freuen, denn »die Psychoanalyse war einmal ein Sprachrohr des sich gegen die totale Vergesellschaftung zur Wehr setzenden Subjektes. Gerade die kritische Psychoanalyse scheint dies heute zu vergessen« (S. 54). Es folgen Einwände wohl auch Vorwürfe? –, die an jene von Rolf Vogt erinnern: Es mangle an *Abstinenz*: »Eben diese Analytiker [...] weichen [...] ängstlich [...] vor allem zurück, was nach Abstinenz riecht, und neigen dazu, die – allerdings nicht reflektierte – psychoanalytische Abstinenzforderung im Widerspruch zu einer gesellschaftskritischen Position zu sehen« (S. 51). Nach wiederholten Mahnungen, die Abstinenz besser und auch richtiger als üblich einzuhalten, formuliert Passett den

Verdacht des Mißbrauchs der Analyse zum Zweck der *Indoktrination*. Auch er kommt nicht ohne eine kleine Unterstellung aus:

Parin »denkt offenbar in erster Linie an so etwas wie einen politischen Kampf und verwickelt eben dadurch die Psychoanalyse quasi als Partei in eine Auseinandersetzung, deren Regeln und Rahmenbedingungen vom herrschenden politischen Gegner oktroyiert sind, und in der deshalb die Entwicklung eigenständiger Gedanken erschwert ist« (S. 53).

Dann ergeht das Urteil: selbstverschuldeter Kompetenzverlust.

»Ich meine also, daß die Psychoanalytiker auch dort, wo sie Kulturkritik betreiben – und das halte ich für ihre vordringliche Aufgabe – auf der Relevanz ihres ureigensten Gegenstandes, des >Inneren<, bestehen müssen und sich nicht aus Opportunitätsgründen in ein >Außen< abdrängen lassen dürfen, wo ihr Instrumentarium seine Schärfe verliert und zur

114

auswechselbaren Kosmetik von x-beliebigen Gedanken und Behauptungen verkommt. Die Tendenz der sogenannten engagierten Psychoanalyse, die ich kritisiere, ist nicht ihre gesellschaftskritische Stoßrichtung, sondern die Tatsache, daß sie dazu neigt, sich bei diesem Geschäft aus ihrem eigenen Bereich herauslocken zu lassen, was sie mit dem Preis bezahlt, ihre Radikalität, die notwendig jede Einbindung in ein politisches Programm sprengen muß, zu verlieren« (S. 53).

Sollte ich endlich brav werden, das aufklärerische Engagement »aufgeben, mich nicht mehr aus ihrem [der Psychoanalyse] eigenen Bereich herauslocken« lassen und vor allem schön abstinent bleiben und niemandem mehr zu frevelhaftem Verhalten verführen? Wenn zwei das gleiche sagen, wird es wohl stimmen. Doch halt! Es ist nicht das gleiche. Passett hält Kulturkritik für eine vordringliche Aufgabe der Psychoanalyse, Vogt ist eher dagegen. Vor allem argumentieren sie aber auf ganz verschiedenen Ebenen. Vogt ist am erfolgreichen Analysieren interessiert, er konzentriert sich auf die Klinik, während Passett dem Zeitgeist lauscht. Aus seiner Analyse der geistigen Situation unserer Zeit leitet er ab, was in der Psychoanalyse richtig und recht und billig ist, und empfiehlt am Ende:

»[...] die Psychoanalytiker – mindestens sie! – [müssen sich] ihrer subversiven Möglichkeiten erinnern und versuchen, ihr kritisches Potential nicht in einer gedankenlosen Affirmation jedes gerade aktuellen Programms des Zeitgeistes – und sei es auch ein oppositionelles – zu vernutzen, sondern in souveräner Subversion das Andere in den Blick zu nehmen. Dabei darf man nicht vergessen, daß für solch aufrechte Haltung [...] Beschämung in Kauf genommen werden muß« (S. 55).

Ganz klar ist das noch nicht. Lesen wir, welchem »Zeitgeist« der Autor folgt. Sein Zeitgeist spricht mit der Stimme von Bataille von der »Haltung der *Souveränität*« und »bestimmt diesen Begriff quer zu seiner gängigen Verwendung gerade nicht durch die Macht und ihre Ausübung, sondern durch den freiwilligen Verzicht auf Macht, durch eine Abstinenz vom Handeln aus der Einsicht heraus, daß dieses Handeln notwendigerweise immer unter dem Homogenisierungszwang der Gesellschaft steht« (S. 51). Es sei unverkennbar, »daß die so gefaßte Souveränität eine große Affinität zu jener Haltung hat, die Freud als diejenige des Analytikers umschrieben hat« (S. 51).

Ob Freud sich eine Deutungsarbeit oder überhaupt die Analyse in einer »Abstinenz vom Handeln« vorstellen konnte? Ich kann das jedenfalls nicht. Ob Freud wirklich diese Abstinenz geübt hat, als er etwa »Die Zukunft einer Illusion« und »Das Unbehagen in der Kultur« verfaßte? Keineswegs.

Vom Geist der Postmoderne geführt, verführt oder vergewaltigt kommt der gescheite und der Subversion verpflichtete Autor zurück zur »wertfreien« Psychoanalyse. Ganz rein, unveränderbar und keiner Tendenz

115

verpflichtet, bietet sie tief in ihrem Innern dem Analytiker mit seiner »Utopie des befreiten Eros« (S. 55) letzte Zuflucht für ein Denken, das sich diesmal nicht in den bekannten Elfenbeinturm, sondern in die Stille der Sprechstunde zurückgezogen hat, dort die Tiefe der »mythischen Wesen« (Freud) der Triebe ausleuchtet und sich vor der Profanität gesellschaftlicher Kräfte hütet. Diese Haltung »gehört nach Bataille [...] dem Bereich des Sakralen zu« (S. 51); auch die Psychoanalyse soll »so die andere heterogene Seite der Gesellschaft repräsentieren«. Für Passett bleibt das reine (psychoanalytische) Denken der letzte von der Gesellschaft unkontaminierte Ort der Subversion. Er ist damit genau an dem Ort, wo jede konservative und reaktionäre Kulturpolitik ihn haben will. Dem Zeitgeist, gegen den er denkend antreten will, ist er unterlegen, wohl ohne es zu merken. Die politische Ohnmacht und die Absage an die radikal-humanistischen Forderungen der Aufklärung in einer von den herrschenden gesellschaftlichen Mächten verdorbenen und mit dem Untergang bedrohten Welt haben einem Zeitgeist Pate gestanden, der auch noch den Analytiker mit seinem unerhörten kritischen Instrument und subversiven Potential in ein hermetisch abgedichtetes Denkgebäude zu verbannen sucht. Ich folge ihm nicht dahin.

In diesen Zusammenhang scheint mir auch die Diskussion über die Bedeutung der Institution bzw. einer psychoanalytischen Fachgesellschaft für die Bildung einer professionellen psychoanalytischen Identität zu gehören. Wenn Klauber (1980) schreibt: [die] »Wissenschaftliche

Kommunikation in einer psychoanalytischen Gesellschaft [...] [dient wohl dazu] der Gruppe und jedem einzelnen Mitglied die psychoanalytische Identität zu bestätigen« (S. 5), so möchte ich ergänzen und entgegenhalten, daß der Psychoanalytiker in sich eine idiosynkratische, von biographischen, kulturellen und psychologischen Faktoren abhängige Bildung ist. Bei der Analyse der »Identität« unterscheide ich zwei Entwicklungslinien, die in einem polaren Verhältnis zueinander stehen: die Ich-Identität, die sich ausbildet, seit das Kind zum ersten Mal »ich« gesagt hat und die sich als Selbstgefühl oder Selbstbesetzung äußert, und die Rollenidentität, die auf Identifikation mit einer Berufs- oder anderen Rolle zurückgeht. Beide sind nicht unabhängig voneinander, ihr Verhältnis kann oft, aber nicht immer als ein polares beschrieben werden: Je besser die Selbstbesetzung ist, desto weniger bedarf es der Identifikation mit der Ideologie einer Rolle, und umgekehrt, je prekärer die Ich-Identität, je schlechter das Selbstgefühl (self esteem) ist und je stärker die Selbstbesetzung bedroht oder erschüttert wird, desto wichtiger wird die Rollenidentität.

116

Wenn gar die psychoanalytische Institution als drittes Element, als Repräsentanz des Vaters in der psychoanalytischen Zweierbeziehung betrachtet wird, so meine ich im Widerspruch dazu, daß dem Analytiker (oder der Analytikerin) in der Zweierbeziehung des Settings jedenfalls die »väterliche Macht« zugeschrieben, daß die väterliche Rolle auf ihn oder sie projiziert wird. Diese hat er sich bewußt zu machen und darf sie nicht an eine außenstehende Instanz delegieren, die zwar sein Selbstgefühl durch Identifikation stärkt, aber der Analyse entzogen ist. Mit anderen Worten: Der Analytiker sollte die Analyse der ödipalen Übertragung *und* die der Rollenprojektion väterlicher Macht in die Deutungsarbeit einbeziehen, statt eine ödipale Beziehungstriade zu wiederholen.

Diese Forderung leite ich nicht nur von der allgemein anerkannten Empfehlung ab, in der Analyse die unbewußten Konflikte zu deuten, statt sie zu wiederholen. Eine kritische Analyse der psychoanalytischen Institutionen, die längst geleistet ist, ergibt, daß sie nicht anders als andere etablierte gesellschaftliche Institutionen vor allem der Verwaltung, Bewahrung und Ausübung von Macht über ihre Mitglieder dienen. Dies entspricht genau dem Verhältnis, das einer »Rollenprojektion der väterlichen Macht« auf den Analytiker entgegenkommt. Daß psychoanalytische Gesellschaften daneben noch andere Funktionen haben, wissenschaftliche, gesellig stützende und tröstende (nach Klauber, 1980, S. 5) und andere, die für Rollenprojektionen und -identifikationen weniger oder gar nicht relevant sind, ist unbestritten. Ich meine, er sollte selbstverantwortlich handeln, wenn er analysiert, und sich nicht durch die geschriebenen Regeln,

die ungeschriebenen Rollenerwartungen, die Gebote und Verbote, die sich aus der Abhängigkeit von jeder organisierten Gruppe ergeben (Freud, 1921) leiten lassen. *Ich* vertraue dem in der Analyse erweiterten Ich des Analytikers. Nur wenn sich der Analytiker während der Arbeit die Offenheit eines möglichst guten Ichs gegenüber Triebwünschen, Überichforderungen und realen Einwirkungen bewahrt, kann er hoffen, den Analysanden dorthin zu folgen, wo sie ihn brauchen. Leicht ist das sicher nicht.

Am Ende dieser Auseinandersetzung stelle ich mir zwei Fragen: 1. Gibt es etwas, das den so verschiedenartigen »Kritikern der Gesellschaftskritik« gemeinsam ist, und 2. kann meine Arbeit irgendeinen Nutzen oder Vorteil bringen und, wenn das der Fall ist, wem?

Zur ersten Frage fällt mir eines auf: hinter allen von den Kritikern vorgebrachten Argumenten scheint eine Furcht vor Veränderung zu stehen. »Furcht« ist nicht psychologisch gemeint, eher als eine Einstellung, eine das Ganze charakterisierende Haltung, *philosophy* im amerikanischen

117

Sprachgebrauch, die mich an die Haltung gut etablierter, gesicherter aber auch ängstlicher und an ihre Abhängigkeiten gewöhnter Kleinbürger in unserem Land erinnert: Versucht nur jetzt nichts Neues! Ist die Psychoanalyse so gut etabliert, in ihrer ehrwürdigen Tradition so vorzüglich und ein wenig altersstarr geworden, daß ihr jedes Neue nur eine Verschlechterung, eine Minderung ihres Bestandes bringen kann? Oder sieht sie sich ganz anders, so bedroht, zerbrechlich, beinahe schon in Agonie, daß eine Neuerung vermieden werden muß, sollen Chaos und Zerfall vermieden werden?

Die zweite Frage, die nach dem Nutzen, kann ich am besten für mich selber beantworten: Ich habe das Vergnügen erlebt, daß die Auseinandersetzung weitergeht, daß etwas von unseren Anschauungen lebendig geblieben ist, daß sie etwas bewegen. Doch keine der Kritiken hat meine Ansichten grundlegend ändern können. Das ist eigentlich schade. Sind die Kritiken nicht zutreffend oder liegt es an meinem Altersstarrsinn? Ich könnte mich auf die Einsicht zurückziehen, daß es, auch nach einer noch so gut gelungenen Analyse letztlich biographische Momente sind, die massiven Vor- und Nachteile der gesellschaftlichen Position, die grundlegende Einstellungen gegenüber den Mitmenschen und die damit verbundene Weltanschauung bestimmen, mag sie nun konservativ-bewahrend, umstürzlerisch-revolutionär sein oder zwischen diesen beiden Extremen liegen.

Was die Leser/innen dieses Aufsatzes davon haben, könnte zumindest dies sein: eine Anregung, noch einmal darüber nachzudenken, was die Psychoanalyse eigentlich will: heilen, aufklären, verändern, bewahren u. s. f. Darüber gibt es keine einheitliche Meinung.

Unter meinen Kritikern ist nur Rolf Vogt, Professor an der Universität Bremen (1988, S. 751), noch aktiv an einer akademischen Institution tätig. Für eine gute Laufbahn in einer solchen, so sagt uns ein Stückchen Gesellschaftskritik, sind bestimmte Prestige bringende Aktionen, die man heute als »Profilierung« bezeichnet, nützlich oder gar unerlässlich. Sie können im akademischen Betrieb oder außerhalb, z. B. in den Medien ablaufen, schriftlich oder mündlich, am besten in der Auseinandersetzung mit Kollegen oder Mandarinen, die mit möglichst viel Prestige ausgestattet sind. Der Erfolg einer Profilierung mißt sich nicht an der sachlichen Leistung. Das wichtigste Forschungsergebnis kann wirkungslos verpuffen, der kleinlichste Streit um Worte kann viel einbringen. Inhaltlich müssen lediglich bestimmte Rollenerwartungen bestätigt, womöglich Werte der betreffenden Institution vertreten werden. Was der »Ideologie der Akademikerrolle« widerspricht, ist hingegen kontrapro-

118

duktiv. Da ich die Verhältnisse im Lehr- und Lebensbereich von Rolf Vogt nicht kenne, die Bedeutung von solchen Profilierungen im akademischen Bereich aber überall die gleiche ist, wußte ich im voraus: Wenn ich in diesen Diskurs einsteige, habe ich ihm etwas zu bieten. Er wird unabhängig von seinen persönlichen Absichten oder Wünschen als Vertreter von zwei akademisch hochgeschätzten Werten »profilert« daraus hervorgehen: als mutiger Kritiker einer mehr minder etablierten Meinung, und gleichzeitig als Bewahrer der Tradition eines unantastbaren akademischen Wertes, als Stütze des akademischen Universums.

(Anschrift des Verf.: Dr. Paul Parin, Utoquai 41, CH-8008 Zürich)

Summary

The critique of social critique in the interpretive process. – Parin discusses the objections that Rolf Vogt and Peter Passett have raised in *Psyche* and elsewhere against his call for the incorporation of social criticism into psychoanalytic interpretations. He sketches the development of his own thinking and demonstrates that the psychoanalytic method and a critical view of the societal conditions in which patients as well as therapists live are not incompatible as his critics unanimously alleged.

BIBLIOGRAPHIE

Erdheim, M. (1984): Die gesellschaftliche Produktion von Unbewußtheit. Frankfurt (Suhrkamp).

Freud, S. (1900): Die Traumdeutung. GW II/III.

– (1914): Erinnern, Wiederholen und Durcharbeiten. GW X, 126-136.

- (1915): *Das Unbewußte*. GW X, 263-303.
- (1921): *Massenpsychologie und Ich-Analyse*. GW XIII, 71-161.
- (1926): *Die Frage der Laienanalyse*. GW XIV, 207-296.
- (1933): *Neue Folge der Vorlesungen Zur Einführung in die Psychoanalyse*. GW XV. Glover, E. (1955): *The Technique of Psycho-Analysis*. London (Balliere, Tindall & Cox).
- Gressot, M. (1963): *Psychanalyse et Psychotherapie*. Paris (PUF).
- Grosz, P., und P. Parin (1979): *Anpassungsmechanismen – ergänzende Gedanken und klinische Beiträge*. *Acta paedopsychiat.*, 45, 193-208.
- IPA-Bulletin (1952): *Int. J. Psycho-Anal.*, 33.
- Jacoby, R. (1978): *Soziale Amnesie*. Frankfurt (Suhrkamp).
- Klauber, J. (1980): *Die Identität des Psychoanalytikers*. In: *Schwierigkeiten in der analytischen Begegnung*. Frankfurt (Suhrkamp). Zit. nach Meerwein.
- Kurz, T. (1987): *Die Geschichte des Psychoanalytischen Seminars Zürich*. *Journal PSZ*, Sondernummer Dez. 1987, 6-33.
- Lorenzer, A. (1972): *Zur Begründung einer materialistischen Sozialisationstheorie*. Frankfurt (Suhrkamp).

119

- Mentzos, S. (1976): *Interpersonale und institutionalisierte Abwehr*. Frankfurt (Suhrkamp).
- Mitscherlich, A. und M. (1967): *Die Unfähigkeit zu trauern*. München (Piper).
- Parin, P. (1948): *Die Kriegsneurose der Jugoslawen*. Schweiz. *Arch. Neurol. Psychiatr.* L XI, 3-24.
- (1949): *Zur Kritik der geisteswissenschaftlichen Richtungen in der Tiefenpsychologie*. Schweiz. *Zs. f. Psychol. u. ihre Anwendungen*, 8, 67-84.
- (1960): *Gegenübertragung bei verschiedenen Abwehrformen*. *Jb. d. Psa.*, 196-214.
- (1978 a): *Der Widerspruch im Subjekt*. Frankfurt (Syndikat).
- (1978 b): *Warum die Psychoanalytiker so ungern zu brennenden Zeitproblemen Stellung nehmen*. *Psyche*, 32, 385-399.
- (1987): *Abstinenz?* In: K. Brede et al. (Hg.): *Befreiung zum Widerstand*. Frankfurt (Fischer), 172-178.
- , F. Morgenthaler und G. Parin-Matthèy (1963): *Die Weißen denken zu viel*. Frankfurt (Fischer) 1983.
- , F. Morgenthaler und G. Parin-Matthèy (1971): *Fürchte deinen Nächsten wie dich selbst*. Frankfurt (Suhrkamp).

–, und G. Parin-Matthèy (1986): *Subjekt im Widerspruch*. Frankfurt (Syndikat).

Passett, P. (1988): *Das obligat widersprüchliche Verhältnis des psychoanalytischen Denkens zum Zeitgeist*. »einspruch« (Zürich) 2, 49-55.

Pollock, W. G. (1972): *On mourning and anniversaries: The relationship of culturally constituted defensive systems to interpsychic adaptive processes*. *Israel Ann. Psychiatry and Rel. Disc*, 10, 9-40.

Vogt, R. (1988): *Innere und äußere Realität in Psychoanalysen*. *Psyche*, 42, 657-688.